

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 11

Artikel: Die verhexte Kirche
Autor: H.T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufmerksamkeit und Sorge war. Der grundlegende Gedanke der A.-G. Kraftwerk Wäggitel war: „Zerstören wir die Gemeinde Innerthal, so haben wir auch die Pflicht, sie am Rande des Sees neu erstehen zu lassen.“ Untersuchungen ergaben, daß das Randland Existenzmöglichkeiten bietet für alle Bewohner, mit fünf Ausnahmen und es darf füglich angenommen werden, daß auch diese fünf auf ihre Rechnung kommen werden, hat doch der einsehende und in absehbarer Zeit kaum versiegende Touristenstrom neue Erwerbsmöglichkeiten dort droben geschaffen.

Die Innerthaler aber konnten sich nicht für das neue Dörfchen im Heimatschutzstil begeistern, das ihnen das Werk bauen wollte. Papier und Pläne, so schön sie waren, sagten ihnen nichts. Sie meinten, man solle ruhig das Dörfchen bauen, nachher erst wollten sie eine Entscheidung treffen, ob sie in die neuen Häuser einziehen oder nicht! Aber man kann natürlich nicht auf gut Glück ein Dorf bauen! Es ist wirklich zu bedauern, daß das Umsiedelungsprojekt nicht zustande kam. Jeder Grundbesitzer wurde nun individuell entschädigt unter gebührender Berücksichtigung des Wertes seiner Liegenschaft und deren Jahresertrag. Jedem Innerthaler steht es nun frei, abzuwandern oder ein Glied der neuen Gemeinde zu werden. Die Existenzmöglichkeiten dort oben sind nicht glänzend, aber erträglich. Mehrere jüngere Elemente haben sich bereits unten bei Siebnen angesiedelt.

Hoffen wir, daß sich ihr Sehnen nach besserer Existenz erfüllt!

Die Gemeindefasse erhielt einen einmaligen Betrag zugewiesen von 205,000 Franken. Um möglichst viele Familien zu veranlassen, in der nun viel kapitalkräftigern Gemeinde zu bleiben, wurde für jeden nicht abwandernden Grundbesitzer eine Prämie ausgesetzt von 5000 Franken, wovon allerdings $\frac{2}{5}$ der Gemeindefasse zufallen.

Sämtliche Gemeindebauten werden endlich vom Wert auf eigene Kosten neu am Rande des Sees errichtet und zwar Schulhaus, Kirche, Sigristen- und Pfarrhaus. Auch der Friedhof wird verlegt und die während den letzten Jahren verstorbenen Innerthaler wurden im Doppelsarg der Erde übergeben, um die Ueberführung zu erleichtern.

Das kleine Bergvolk hat Auszugorder erhalten auf den nächsten 1. Juli. Man kann es den alten Innerthalern nachfühlen, wie ungern sie ihre Heimat verlassen. Ist die Entschädigungsfrage auch in lokaler Weise gelöst worden, läßt sich doch Heimatliebe nie mit Geld erkaufen!

Der Bau der Anlage hat das früher so stille Wäggitel ganz verändert. Ungezählte Lastautomobile zirkulieren auf der sonst so einsamen Straße, von Zeit zu Zeit trifft man auf mächtige Baradenviertel und improvisierte Verkaufsbuden. Ja sogar ein alter Pferdebahnwagen im Blau und Weiß fristet dort oben seine letzten Tage als Schokoladeverkaufsmagazin! Und ein besonderes Unternehmen befaßt sich seit drei Jahren nur mit der Pflege und dem Unterhalt der Straße, die durch den Lastautoverkehr arg mitgenommen wurde.

Schon der kommende Sommer wird zu oberst im Talbecken ein neues Innerthal finden. Ein Symbol des Schicksals. Denn Schicksal war es von jeher, daß Altes fiel und Neues erstund, daß die ganze Kulturentwicklung nichts anderes ist als ein ständiges Untergehen und Neuerstehen. Und es wird das neue Innerthal auch ein Memento sein: es wird erinnern an das große Opfer, das das kleine Dorf für das große Werk und die große Idee gebracht hat.

Träume und Taten.

Träume, die ein Kleiner träumte:
Wellen, die das Meer verschäumte.

Träume, die ein Großer träumte:
Meer, das sich zu Taten bäumte.

Tat, die schwacher Kraft entstieg,
Ist ein kleiner Sonnen-Sieg.

Tat, die großer Kraft entfahret,
Ist noch Ruhm in tausend Jahren. D. Kollbrunner.

Die verherzte Kirche.

Aus dem Englischen von S. Th.

Das Kirchlein war wirklich in einem verwahrlosten und lotterhaften Zustand. Durch zerbrochene Fensterscheiben sauste der Wind; das Vordach war von Moos übergrünt.

„Warum“, fragte ich den Dorfältesten, der neben mir auf der Bank saß, „wird denn das Gebäude nicht unterhalten?“

Der Greis schob das Pfeiflein aus einem Winkel seines zahnlosen Mundes in den andern, blinzelte mit den roten Auglein und sagte:

„Weil es drinnen gespenstert. Seit bald hundert Jahren geht ein Geist um, so daß wir da im Dorf eine neue Kapelle bauen mußten.“

„Wie macht sich denn der Geist bemerkbar?“ fragte ich.

„Durch Klopfen wie mit einem Hammer und durch Rasseln mit Ketten.“

„Dann“, entgegnete ich, „scheint das ein recht altmodischer Geist zu sein, der über sehr unmoderne Mittel verfügt.“

Der Alte sah mich streng, fast vorwurfsvoll an.

„Ihr müßt wissen“, brummte er, „daß damals, ich war wohl noch nicht einmal auf der Welt, nachts in die Kirche eingebrochen wurde. Die Bösewichter raubten die goldene Monstranz und alle Reliquien. Der Pfarrer war aus irgend einem Grunde noch im Kirchlein. Sie fielen über ihn her, balgten furchtbar mit ihm herum und rissen ihm sogar alle Kleider vom Leibe.“

„Infam!“ sagte ich voller Entrüstung.

„Ja, freilich“, bestätigte der Alte. „Dem zweiten Pfarrer, der den ersten ersetzte, erging es nicht besser. Es kamen wieder so Erzschelme, stahlen was die andern übrig gelassen hatten und packten auch diesen Pfarrer so fest an, daß ihnen bis auf die Strümpfe des Gottesmannes alles in den Händen blieb.“

Der Alte schob das Pfeiflein wieder in den andern Mundwinkel und fuhr fort:

„Von da an ging immer ein böser Geist im Kirchlein um. Ein oder zweimal im Jahr klopft und rasselt er um Mitternacht und es ist, als ob ein Rauschen von schweren Gewändern über den Altar und die Bänke gehe. Dazwischen ächzt und seufzt es wie von Stimmen aus einer andern Welt.“

„Das wäre ja ein ganz unheimliches Konzert“, bemerkte ich. „Aber ist es denn niemand eingefallen, der Sache nachzuforschen und diesem Gespensterchorus Trost zu bieten?“

„Doch“, sagte der Alte in seinem immer noch ernsten und etwas rätselhaft strengen Ton. „Da trieb sich vor wenig Jahren hier ein Landstreicher herum, einer jener Gesellen, die gern ohne Arbeit einen Baken Geld verdienen. Es war ein starker Lummel, der zur See gefahren war und etwas von der Welt gesehen hatte. Nun gut, in der Dorfkneipe „Zur grünen Eiche“ brachten sie das Gespräch auf die Gespenster, und dieser fremde Mensch erklärte sich bereit, für ein Goldstück um Mitternacht in das Gotteshaus zu gehen und einen Nagel in einen der Kirchenbänke zu schlagen. Es ist ihm aber übel bekommen.“

„Wieso, erzählen Sie“, drängte ich eifrig.

„Es war eine stürmische Gewitternacht und der Regen strömte vom Himmel. Der Vagabund ließ sich einen langen Schäfermantel geben und knöpfte ihn sich fest um den Leib. So ging er, mit Hammer und Nägel ausgerüstet gegen das Kirchlein hinauf. Der Wirt und fünf Gäste folgten ihm auf dem Fuße, um zu sehen, wie die Sache abginge. Sie lehnten an die halboffene Tür und strengten sich an, die Gegenstände in der Dunkelheit zu unterscheiden.“

Der Alte pausierte hier ein wenig, wie um absichtlich meine Neugier zu fackeln.

„Gleich darauf“, fuhr er fort, „hörten sie dumpfe Hammerschläge. Aber einen Moment später ertönte lautes Geschrei. Es war der Bagabund, der um Hilfe rief. Die Männer an der Tür wollten schon die Flucht ergreifen. Da erhellte plötzlich ein Blick die ganze Kirche und —“

„Was dann?“ fragte ich aufs höchste gespannt.

Der Alte sah mich an und es war, als ob diesmal ein eigentümlich listiges Lächeln in seinen roten Augenlein flackerte.

„Dann sahen sie den Bagabunden, wie er sich vergeblich bemühte, aufzustehen und von seinem Platz wegzukommen. Er hatte in der Dunkelheit seinen Mantel an der Bank festgenagelt.“

Sensation.

Skizze von Jenny Rikhaup.

Sie war seit ihrem sechzehnten Jahre verlobt. Ihre Eltern, die mit den Eltern des jungen Mannes geschäftlich befreundet waren, hatten diese Heirat unter sich ausgemacht. Die jungen Leute, die Jugendgepielen waren, hatten nichts dagegen einzuwenden. Er, der große, robuste Hans Ingler, brachte seiner kleinen, blondlockigen Elfriede eine warme Zuneigung entgegen. Sie wußte noch nicht, was Liebe war, mochte ihn gern leiden und ordnete sich dem Willen der Eltern unter.

Da trat Werner Hartenstein plötzlich in ihr Leben. Das war ein Mensch von ernstem Streben, der ihre Seele höheren Zielen zuführte und ihr eine neue Welt zeigte, in der die Liebe Herrscherin war. Heiß und leidenschaftlich grüßte sie diese Liebe aus seinen dunklen Augen, tief und gewaltig sprach sie zu ihr mit beredten, roten Lippen.

Da wußte Elfriede, was Liebe sei und in ihr bildete sich entschlossen der Wille, ihre Verlobung mit Hans Ingler zu lösen.

Aber das Schicksal war stärker als ihr Wille. Es schüttelte seine Faust und wollte ihr kaum erblühtes Glück vernichten.

Elfriede stand im sonnendurchfunkelten Wohnzimmer vor ihrer Mutter. „Ist dies dein letztes Wort, Mama?“ fragte sie leise. „Würdet Ihr trotzdem auf meiner Heirat mit Hans Ingler bestehen, auch, wenn ich einen anderen liebte?“

„Kind, wie seltsam erscheinst du mir heute! Du weißt doch selbst, was geschäftlich für uns davon abhängt und du gabst auch gern deine Einwilligung? Wir müssen unser Wort halten, Kind!“

Elfriede glitt geräuschlos aus dem Zimmer.

Es war Abend.

Tiefe Ruhe lag über der Welt. Still war's drinnen im Haus, — nur Elfriede wachte. Ein dunkles Tuch über das blonde Haar geworfen, ein Mäntelchen übergezogen, so entwich sie in den dunklen Park, der das Haus ihrer Eltern begrenzte.

Neben der Bank unter dem Eichenbaum stand Werner Hartenstein. Tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht. Er riß Elfriede an sich, daß sie wie leblos in seinen Armen hing.

Die letzte Frist, sie wissen es beide. Es heißt scheiden, aus dem Leben gehen, denn Hans Ingler hat mit Werner Hartenstein ein amerikanisches Duell gehabt, ihn traf das Los, er muß sterben. Ehe das Morgenrot aufsteigt, muß die Tat vollbracht sein. Aber Elfriede wird mit ihm gehen. Sie ist jung, ach so jung, aber ihre Liebe trägt sie zu schwindelnder Höhe empor. Sie hat ihr Elternhaus, ihre glückselige Jugend vergessen, nur die Liebe zu ihm ist in ihrer Seele, was bedeutet ihr das Leben ohne ihn? Und wie kann sie einem anderen angehören?

Sterben? Der Gedanke läßt sie wohl erschauern, aber

sie bezwingt ihr furchtiam klopfendes Herz. Ihre todesmutige Liebe überbrückt auch diesen dunklen Pfad.

Sie kniet vor der Bank nieder und schreibt wenige Worte auf ein kleines Stück weißes Papier. Den letzten Gruß an die Eltern. Dann steht sie vor ihm im zitternden Strahl des Mondes, weiß, schlank, unbeweglich. Er ist der Verzweiflung, dem Irrsinn nahe. Was soll er tun? Soll er allein gehen? Sie einem anderen überlassen? Unmöglich, unmöglich! Seine Augen glühen, er windet sich im Kampf seiner Seele. Sein Atem geht keuchend, alles scheint sich um ihn herum zu drehen.

Dann fallen rasch hintereinander zwei Schüsse. — — Nun ist alles still. Nur der kleine weiße Zettel auf der Bank gibt Kunde von dem schweren Kampfe, der hier gekämpft wurde.

Morgen wird es einen großen Aufruhr in der kleinen Stadt geben, denn Sensation fragt nicht nach den Gründen, sie richtet erbarmungslos.

Dem Licht entgegen.

Ich lag in tiefem Schmerze
In grauer Nacht allein,
Die Stunden schienen Jahre
Voll Qual und Seelenpein,
Da halfen Menschen nimmer,
Das Elend war zu tief,
Zu groß die Angst, das Bangen,
Das nach Erlösung rief.

Und meine Hände sanken
Ganz leise auf den Pfuhl,
Auf heiße Augen taute
Der Schlaf, so süß und kühl,
Im Traume sah ich lächelnd
Ein liebes Angesicht,
Und hörte eine Stimme,
Die heil'ge Worte spricht.

Da hob ich meine Hände
Und stammelte in Not:
„Wenn du warst, bist und sein wirst,
So hilf mir, großer Gott!
Hilf mir aus meinem Grauen,
Nimm diese Last von mir,
Gib meiner Seele Frieden,
Gib Ruhe, Ruhe ihr!“

„Er war und ist und bleibet,
O glaube nur, mein Kind!
Er hält uns aufrecht feste,
Wenn wir am Ende sind.
Er labt uns in den Ängsten
Mit kühlem, reinem Quell,
Führt uns aus tiefem Dunkel
Auf Wege sonnenhell!“

Ich lächelte im Traume.
Die also liebeich sprach,
War meine tote Mutter. —
Die Stimme rief mich wach.
Das Morgenrot brach leuchtend
Durch dunkles Land sich Bahn,
Glomm blizend durch mein Fenster
Und zog mich himmelan.

R. Weibel.